

standene Krise des Werkes muß sich natürlich unmittelbar hemmend auf die Entwicklung des einheimischen Klerus auswirken. Wenn Seminare in missionsstrategisch wichtigen Gebieten nicht sofort errichtet werden können, ist der Verlust eines vielversprechenden Missionsfeldes für lange Zeit unter den heutigen Verhältnissen vorauszu- sehen. Wenn man Missionsbischöfen für ein Seminar nur von Jahr zu Jahr Bauraten geben kann, ist Gefahr, daß der Bau entweder von Zeit zu Zeit stillgelegt oder überhaupt erst angefangen wird, wenn die Mittel für das ganze Unternehmen vorliegen. Wenn man den Priesterseminariern in den Missionen nicht die Ausstattung an Lehrkräften und Lehrmitteln geben kann, die sie den weltlichen Lehranstalten ebenbürtig machen, werden Berufe nicht angezogen, wird die soziale Stellung der einheimischen Priester gedrückt und ihr späteres seelsorgliches Wirken beeinträchtigt. Wenn schließlich den Studierenden nicht angemessene Ernährung geboten wird, werden sie krank oder verlassen schließlich das Seminar.

Die Notlage des Werkes

Vor welchen Problemen man hier steht, mögen ein paar Zahlen andeuten: Als 1889 das Werk gegründet wurde, gab es in der ganzen Welt erst 870 einheimische Priester und 2700 einheimische Seminaristen. 50 Jahre später zählte man 7000 einheimische Priester und 20 000 Seminaristen. Wieder 10 Jahre später (1949) betrug die Zahl der einheimischen Priester 11 139 und hat heute 12 000 überschritten. Seit langem kann das Päpstliche Werk für den einheimischen Klerus nur einen Prozentsatz der angeforderten Mittel zur Verfügung stellen. Dabei sind die Leistungen, an sich genommen, zweifellos groß. Das Werk unterstützt zur Zeit 14 178 Seminaristen (1607 mehr als im Vorjahr). 262 Seminare sollen im laufenden Jahre unterstützt werden. Für den Bau von Seminarien wird in diesem Jahre fast 1 Million Dollar erbeten. In seiner Not hat sich das Werk vor drei Jahren an den Generalrat des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung um Hilfe gewandt und seither eine solche Hilfe laufend erhalten. Damit ist die größte Schwierigkeit für den Augenblick behoben. Aber das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung, das von den ihm zustehenden Mitteln des Weltmissionssonntags die Beihilfen bezahlte, sieht sich nun in die unangenehme Lage versetzt, seine Beihilfen an die Missionsbischöfe zu kürzen. Dazu ist zu beachten, daß bei dem schnellen Wachstum des einheimischen Klerus die bisher zur Verfügung gestellten Mittel bald nicht mehr reichen werden.

Sicherlich wirkt sich die Vielfalt von Organisationen und Instituten, die auf kirchlichem Boden für ihre Interessen werben, hemmend auch auf die Gebefreudigkeit für das Missionswerk aus. Die Tatsache, daß die missionierenden Institute darauf angewiesen sind, für die Ausbildung ihres Nachwuchses und auch für einen großen Teil ihrer Unkosten in den Missionen selbst in der Heimat zu werben, bringt auf dem Missionssektor zusätzliche Schwierigkeiten. Aber man darf sich doch den Sinn für Maßstäbe nicht verwirren lassen. Für die universale Missionshilfe der Kirche selbst erbittet das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung von jedem Katholiken nur 0,7 Pfg. pro Tag. Man sollte meinen, daß das zweite universalkirchliche Instrument der Missionshilfe für die Erwachsenen bei dieser Festsetzung der Beiträge auch leben und blühen könnte. Die Schwierigkeit liegt nicht

in der Höhe der erbetenen Summe, deren Aufbringung sich ja auf die gesamte katholische Christenheit verteilen soll, sondern in der Einschrumpfung des Raumes, in dem, vor allem in Europa, noch Missionsinteresse vorhanden ist. Sie liegt in der Säkularisierung des Lebens, in der Entchristlichung der Alten Welt. Sie liegt aber auch im mangelnden Missionsverständnis eines großen Teils der praktizierenden Katholiken (und ihrer Seelsorger), die von den unmittelbaren Problemen, die die Religionskrise im Abendland mit sich bringt, so beeindruckt werden, daß sie den Missionsschwung verlieren. Das Werk für den einheimischen Klerus blüht noch immer einigermaßen in Ländern mit einer gesunden religiösen Struktur, wo sich das Missionsinteresse auf breite Schichten verteilt. Ein Fortschreiten des St. Petruswerkes für den einheimischen Klerus ist ein Zeichen dafür, daß die Katholiken eines Landes das tiefste Wesen der Missionsaufgabe erfaßt und die konkrete Missionsaufgabe der Zeit richtig sehen gelernt haben. Sein Rückgang oder seine Stagnation weist auf Erschlaffung im ganzen Missionshilfswesen hin und ist zugleich eines von vielen Symptomen für den Verlust universalkirchlichen Denkens in einer nationalen Teilkirche. Im übrigen ist es ein dringendes Erfordernis, daß dem Päpstlichen Werk für den einheimischen Klerus auch im Rahmen der Päpstlichen Missionswerke volle selbstständige Organisation und Werbefreiheit gelassen wird. Das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung ist hinsichtlich der Zusammenarbeit mit dem Werk für den einheimischen Klerus durch ein päpstliches Motuproprio und durch eine Instruktion der Propaganda verbunden. Es können hier keine Reibungen mehr entstehen. Aber beide Werke müssen bedenken, daß Rom die Erhaltung der Selbstständigkeit für beide wünscht.

Ökumenische Nachrichten

Die Entscheidung von Paul Schütz Nachdem wir unlängst die erregenden Fragen des lutherischen Pfarrers Wolfgang Lehmann, Offenbach/M., an die Vollmacht der evangelischen Kirchen vorgelegt haben (vgl. Herder-Korrespondenz Jhg. 6, S. 452 f.), gewinnt dieser symptomatische Einzelfall eine neue Bedeutung durch den Rücktritt des lutherischen Professors Lic. Dr. Paul Schütz, Hamburg, von seinen kirchlichen Ämtern. Hier hat sich eine theologische Entscheidung zu einer, und zwar einer folgenreicheren Frage verdichtet. Paul Schütz berichtet darüber selbst im „Deutschen Pfarrerblatt“ (Nr. 17 vom 1. Sept. 1952, S. 512 f.) und widerlegt damit Gerüchte von seiner beabsichtigten Konversion. Die sehr klare Darlegung, die als Ganzes ein bedeutsames Dokument darstellt, unterscheidet das Motiv seines Weges und die sachliche Zwangsläufigkeit. „Der Sachverhalt, der zugrunde liegt, ist sehr einfach. Bei dem Versuch, die biblische Offenbarung noch einmal neu zu Gesicht zu bekommen, bin ich in Widerspruch zu den Bekenntnisschriften der Reformation geraten . . .“, an die er durch die Ordination gebunden sei. Man muß hier ergänzen, daß seit der 1. Auflage von Edmund Schlögl „Theologie der lutherischen Bekenntnisschriften“ (1940) die Nachprüfung der „Schriftgemäßheit“ der Bekenntnisschriften eine breite theologische Bewegung geworden ist, von der wir hier laufend neue Proben gegeben haben.

Schütz verweist auf seine Dissensus-Erklärung an die Hamburger Kirchenleitung: „Meine eigene Entwicklung hat sich auf die altkirchlichen großen Symbole zubewegt und mich in ihnen das gültige Zeichen für die Totalität der biblischen Offenbarung erkennen lassen, die ich in den Bekenntnisschriften nicht zu erkennen vermag.“ In den vierzig Jahren seiner theologischen Arbeit habe er der Erkenntnis nicht ausweichen können, daß „die reformatorische Rechtfertigungslehre nicht das ganze Evangelium enthält. Sie gibt nur einen Teilaspekt. Am trinitarischen Bekenntnis der alten Kirche habe ich gelernt, daß das christozentrische Verständnis des Evangeliums eine Verkürzung der biblischen Offenbarung ist. . . . Die christliche Gotteslehre ist eine Theologie und keine Christologie. Die Christifizierung der Trinität ist ihre Auflösung. . . .“ (So lautete auch die Grundthese des Werkes von M. Lackmann: „Vom Geheimnis der Schöpfung“, vgl. Herder-Korrespondenz Jhg. 6, S. 410.) Schütz meint nun bemerkenswerterweise, daß die Wendung zum solus Christus sich schon in der mittelalterlichen Sünden- und Gnadenlehre ankündige: „Es ist die Verlagerung des Schwergewichtes auf den Menschen. In dieser Wendung ist das Verständnis des christlichen Glaubens als der individuellen Religion bereits mitenthalten. Die ganze ‚Neuzeit‘ ist in ihr bereits enthalten und als abendländisches Schicksal entschieden. Das solus Christus in Einheit mit dem sola fide vermag das Verhängnis nicht aufzuhalten, es vollstreckt sich vielmehr in diesem Prinzip wider und über den Willen der Reformatoren hinaus. . . .“ In diesem Sachverhalt liegt nach Schütz ein umstrittener Faktor: die Stellung der Heiligen Schrift. „Ich bin im Dissensus auf die Seite der drei großen Symbole getreten, weil sie das sola scriptura verbürgen, während die Bekenntnisschriften es in Frage stellen durch das sola fide. . . . Es gehört zu den tragischen Notwendigkeiten protestantischer Theologie, daß sie gezwungen ist, auf Schritt und Tritt ihr sola scriptura zu verleugnen“ und die Schrift unter das Bekenntnis zu beugen. So mache sich in grausamer Selbstironie heute der protestantische Mensch zum zweiten Male zum Herrn der Schrift!

Das aber habe kirchliche Entscheidungen zur Folge. Es könne nicht länger bei der doppelten Wahrheit: hier Theologie der Fakultäten — hier die kirchliche Wahrheit, bleiben. Schütz drängt zu einer gültigen Lehrnorm. „In der Weite des sola scriptura lauert die Gefahr der Anarchie der Normen. In der Enge des sola fide lauert die Gefahr der Usurpation der Norm durch ein theologisches Prinzip.“ Man müsse die Dinge endlich beim Namen nennen: „Meine Entscheidung enthält lediglich den Vorschlag, angesichts der offenbaren Unlösbarkeit des Problems seit vierhundert Jahren den Ausgangspunkt wiederzugewinnen, der den ursprünglichen Horizont der Offenbarung in Bibel und altkirchlichem Symbol noch ungeschmälert verwahrt.“ Paul Schütz hält es aber für eine „Flucht aus dem Stand der Anfechtung“, seine angestammte Kirche zu verlassen, selbst wenn man das Ver-

bleiben in ihr nur im Stand des Ketzers durchzuhalten vermöchte.

Für katholische Beobachter dürfte diese Entscheidung eine ganze Reihe von apologetischen wie pastoralen Fragen aufwerfen, unter denen die Frage nicht die geringste ist, ob nicht eine gewisse „christozentrische“ Richtung der katholischen Theologie bereits die Tuchfühlung mit dem evangelischen Bruder verliert, an der ihr mit Recht so viel liegt!

Nachlese zum „Lu- Durch die „Evangelisch-Lutherische **therischen Weltbund**“ Kirchenzeitung“ Nr. 15 vom 15. August wären wir in der Lage, über die darin vorgelegten Dokumente der Sektionen des „Lutherischen Weltbundes“ von Hannover zu berichten. Wir schließen uns indessen dem Urteil des Referenten Pfr. Herwig Walter an, der gesteht, daß die brüderliche Begegnung der Lutheraner noch nicht reif für theologische Formulierungen gewesen ist. Der Schlußbericht der 1. Sektion, an dem allein wir interessiert waren, konstatiert erhebliche Verschiedenheiten der Auffassungen und empfiehlt das „Studien-dokument“, über das wir auf S. 502f. dieses Jahrganges ausführlich berichtet haben, dem weiteren Studium in den lutherischen Kirchen. Das „Deutsche Pfarrerblatt“ (Nr. 16 vom 15. August) bemerkt zur Arbeit der 1. Sektion: Es könne hier von einem greifbaren Ergebnis kaum gesprochen werden. Ein Lehrkonsensus sei auch niemals angestrebt oder erwartet worden. Es habe sich gezeigt, „daß der Lutherische Weltbund zwar in der Organisation praktischer kirchlicher Arbeit Hervorragendes geleistet, aber in der Kooperation und Koordination auf dem engeren theologischen Gebiet noch so gut wie alles zu lernen hat. Will der Lutherische Weltbund seinen Mitgliedkirchen bei der Wiederherstellung und Praktizierung ihrer Lehrgrundlage helfen, so sind hierzu genuine Methoden zu entwickeln. Man sollte die von deutscher freikirchlicher Seite gestellten Fragen wenigstens hören: ob man nicht den Kreis derer, die an dieser Arbeit lutherischer Theologie beteiligt sein würden, von vornherein enger fassen müßte, um aus der Unverbindlichkeit bloßer Diskussionen und privater Schaustellungen herauszukommen; ob man glaube, auf die Dauer ohne Verwerfungen auskommen zu können, wenn die ganze Arbeit kirchlich von Belang und Ertrag sein soll. . . . Deutlich wurde in der Arbeit der Sektion I, daß man nach dem ‚linken‘, mehr vom Aktuellen her denkenden Flügel reformatorischer Theologie offener ist als nach der ‚rechten‘, ‚konservativen‘ Seite des Luthertums hin. . . .“ Es wäre demnach fehl am Platz, wollte man die Tagung von Hannover auch nur als kirchliches Ereignis überschätzen. Ihre nächste Wirkung auf die Weltkirchenkonferenz von Lund war die abrupte Wahl des Landesbischofs D. Lilje zum Vorsitzenden der Kommission für „Formen des Gottesdienstes“, was eine nicht sehr formvollendete Absetzung von Landesbischof D. Wilhelm Stählin bedeutete, einem Repräsentanten des „rechten“ Flügels der Lutheraner.